

Frage der Analogie in Wissenschaft, Wahrnehmung und Kunst; die Symmetrie zwischen der logischen Struktur des Absurden und der Realität, die wiederum mit dem „Gottesbeweis“ durch die Liebe allein zusammenhängt. Ein Höhepunkt dieses Teils ist die These des Autors S. 189 f., daß allein die formalen Wissenschaften wie Mathematik und Physik dem Menschen einen realen Freiheitsraum gewähren, um das Werk der „Dekreation“ von Ich und Selbst durch die Gnade letztlich vollziehen zu lassen. Denn diese Wissenschaften bilden eine reine Realitätsbetrachtung ohne subjektive Ich-Anteile nach S. Weil. – Wo dieses Buch schließlich auch erneuert, ist der Schlußteil (191–202) über die wichtigsten Interpretationsversuche, die Weils Werk im Zusammenhang mit der europäischen Philosophie und Kultur sehen (u.a. Del Noce, Przywara, Vetö, Kühn, Winch, McLellan). Diese Arbeiten haben eine wirkliche Entdeckung der Komplexität der Weilschen Philosophie erlaubt, die nicht einfach als ein Anhang ihres religiösen Denkens verstanden werden kann. Eine ausführliche Bibliographie der Weilschen Schriften, italienischer Übersetzungen (zahlreicher als die deutschen) und der internationalen Weil-Literatur beendet dieses Buch, wobei folgende Einteilung zusätzlich eine gute Hilfe bietet: Biographie und geistige Entwicklung, religiöses Denken, philosophisches Denken, Bezug zur griechischen und modernen Philosophie, politisch-soziales Denken, Literatur(kritik). – Wir möchten diese Rezension auch nutzen, um auf den soeben erschienenen Band der „Cahiers I“ (1933–1941) in den „Oeuvres Complètes“ S. Weils (t. VI: Paris, Gallimard 1994) hinzuweisen. Im Deutschen liegen vor: Cahiers/Aufzeichnungen Bd. 1 u. 2 (München, Hanser 1991 u. 1993). Mit diesen, jetzt erstmals *kritisch* edierten Aufzeichnungen und Reflexionen ist es jedem Leser möglich, in die tatsächlichen Intentionen S. Weils tiefer einzudringen und sich nicht mehr nur auf Kommentare verlassen zu müssen.

R. KOHN

KISIEL, THEODORE, *The Genesis of Heidegger's „Being and Time“*. Berkeley–Los Angeles–London: University of California Press 1993. 600 S.

Heideggers „Sein und Zeit“ (SuZ, als Torso veröffentlicht 1927) ist eines der meistkommentierten und doch auch vieldeutigsten philosophischen Werke des 20. Jahrhunderts. Seit dem Erscheinen der meisten Vorlesungen in Freiburg und Marburg, die seiner Publikation vorausgingen, sowie einiger anderer Texte (vor allem: Jaspers-Rezension; Natorp-Bericht) ist es leichter, dieses ungeheuer komplexe Buch einigermaßen zu verstehen. K. hat sich nun daran gemacht, alle öffentlich verfügbaren Quellen (und dazu zahlreiche andere) für eine Genealogie der Grundbegriffe von SuZ auszuwerten. Seine Absicht war, deutlich zu machen, „warum und wie die verschiedenen Begriffsgestalten sich bilden, wie sie dann teils wieder verworfen, teils ersetzt oder umgemodelt werden, bis sie schließlich ihren Platz im Gefüge von SuZ finden, – wie Leitfäden brüsk abgeschnitten werden, um dann später evtl. wieder aufgenommen zu werden, wie einzelne Projekte ganz aufgegeben, Vorhaben unausgeführt bleiben oder umgepolt werden, welche Sackgassen gegangen werden“ (3). Das Ergebnis ist ein imposantes Buch, das nicht nur das Werk „SuZ“ besser verstehen läßt, sondern dieses „Werk“ auch als – z.T. eher zufällig so ausgefallenes – Zwischenprodukt des H.schen Denkwegs deutlich werden läßt. – K. unterscheidet drei Etappen des Weges hin zu SuZ: Die erste geht von der Habilitationsschrift (1915) bis zum SS 1921 (*Durchbruch zum Thema*: 13–219); die zweite (*Konfrontation mit der Tradition der Ontologie*: 221–307) ist gekennzeichnet durch die Aristotelesvorlesungen von 1921 bis zum WS 1924/25; die dritte Etappe liegt schon auf der Zielgeraden und behandelt „drei Fassungen“ von SuZ, bis hin zum so betitelten Buch.

*Teil I*: An den Anfang stellt K. Heideggers (H.s) Vorlesung aus dem „Kriegsnotsemeister“ Anfang 1919. In dieser sieht K., zu Recht, die erste klare Manifestation dessen, was dann „H.“ sein wird. Trotz ihrer rohen und unfertigen Manier enthält sie die Keime alles Kommenden, ja enthält Ansätze, auf die H. nach dem Scheitern des allzu „scholastischen“ Ansatzes von SuZ für seine „Kehre“ zurückgreifen konnte, insbesondere die impersonalen Sachverhalte wie „es gibt“ und „es waltet“, in denen die Passivität der Sinnkonstitution zum Ausbruch kommt (3. 10. 451. 459). Immer wieder zieht deshalb K. in seiner Darstellung der Denkgeschichte H.s diese Jugendvorlesung

aus dem Jahre 1919 heran. In ihr geht es – wie ansatzweise schon in der Habilitationsschrift – um die innere Verbindung zwischen einer möglichst unmittelbaren Erfassung des realen, in Bedeutungen sich bewegenden „Lebens“ mit seiner Mannigfaltigkeit und Spannungsmöglichkeit und einer extremen Methodenreflexion, die später, manchmal unter dem Titel einer „formalen Anzeige“, meist aber ungenannt, das Vorgehen H.s bestimmt. Jedenfalls nimmt K. den Begriff der „formalen Anzeige“, an dem H. die Selbstkritik einer sich verfestigten Phänomenologie artikuliert, als einen Leitfaden seiner Darstellung (z. B. 164–170, 320, 33, 450). Es geht immer darum, dem „Leben“ seinen inneren Logos abzulauschen, der eine Struktur von Bewegtheit ist; dazu gilt es, sich vordrängende, nicht aus dem Phänomen selbst geschöpfte Deutungen abzubauen und durch eine Überlegung zur adäquaten Versprachlichung des Gefundenen der Gefahr vorzubauen, neue Verdeckungen zu schaffen. Als klarste Äußerungen der Lebendigkeit eines auf Innerlichkeit konzentrierten Lebens empfindet der junge H. die Texte christlicher Glaubenszeugen, deren Gehalt es gegen die Verfremdung durch die (in der Theologie üblichen) griechisch geborenen Seins-Begriffes zu schützen gilt. So steht von Anfang an der frühe Paulus (und in seinem Gefolge Augustinus und der frühe Luther) in einem Gegensatz zu Aristoteles. K. sondiert sorgfältig – soweit dies möglich ist – die Motive, die H. dazu brachten, von der scholastisch-thomistischen Synthese von Glaube und Ontologie abzurücken. Er macht uns mit den Büchern vertraut, die H. in seinen Werdejahren bestimmten: wer hat gewußt, daß Lasks Einfluß so groß war, daß H. sich mit Troeltsch auseinandersetzte, daß wenige Seiten in Dilthey's „Einleitung“ H.s Optik auf die Geschichte des Christentums auf Jahre hin festlegten? K. wertet Lesenotizen H.s aus, Skizzen für die (für 1919/20 geplante, dann aber nicht gehaltene) Vorlesung „Die philosophischen Grundlagen der mittelalterlichen Mystik“, – beschreibt ausführlich aus Nachschriften den Inhalt der (für die Gesamtausgabe [GA] erst 1994 angekündigten) Vorlesung „Einführung in die Phänomenologie der Religion“ (WS 1920/21), die nicht nur wegen ihrer Analysen des frühchristlichen Zeiterlebens berühmt ist, sondern auch die einzige ausführliche Behandlung der „formalen Anzeige“ enthält, die im Kontext der Frage entwickelt wird, wie eine Theorie der Religion überhaupt möglich sei. Die zeitlich anschließende Vorlesung, „Augustinus und der Neuplatonismus“ (SS 1921), wird nur kurz interpretiert, da ihre Veröffentlichung in der GA bevorsteht. K. weist (558) darauf hin, daß H. auch für das SS 1924 eine vierstündige Vorlesung über Augustinus plante, die er dann aber, um seine Aristoteles-Studien endlich zu einem (dann nicht fertig werdenden) Buch machen zu können, zugunsten einer Behandlung des Aristoteles ausfallen ließ; so wurde – trotz SuZ 199 – nicht Augustinus, sondern Aristoteles die beherrschende Hintergrundsfigur des dann wirklich entstehenden Buchs: SuZ.

Der *zweite Teil* des Buchs ist ganz von H.s Aristoteles-Interpretationen erfüllt. K. macht den Leser ausführlich mit ungedruckten Quellen bekannt, z. B. mit den Unterlagen eines Seminars (SS 1921) zu *De anima* und mit Nachschriften der (in der GA [noch] nicht erschienenen) großen vierstündigen Kollegs vom SS 1922 (zur Genes der Philosophie in *Met.* I, 1–2 und *Phys.* I, 1–5), vom WS 1923/24 (zur Licht- und Spracherfahrung im Hintergrund der Aristotelischen Ontologie), sowie vom SS 1924 (zu den Aristotelischen Grundbegriffen *ousia*, *diathesis*, *hexis* und *pathos*, mit einer Interpretation der Affektenlehre aus der „Rhetorik“). Im Zentrum dieses Teils steht jedoch der sog. Natorp-Bericht, die Einleitung eines geplanten, aber nie erschienenen Buchs von Aristoteles-Interpretationen (Okt. 1922, erschienen 1989). Dieser Text stellt die „destruktive“ (d. h. auf einfache Lebenserfahrungen zurückführende) Lektüre der von Aristoteles für unsere ganze Tradition geprägten Grundbegriffe ins Zentrum; gewissermaßen als Bekenntnis der dabei leitenden Voraussetzungen ist ein systematischer, sinn-genealogisch-anthropologischer Teil vorgeschaltet. (In SuZ ist diese Rangfolge nicht mehr so deutlich: teils weil die II. Hälfte nicht veröffentlicht wurde, und nur die systematische „Einleitung“ übrigblieb, – teils weil diese – als „Fundamentalontologie“ – so wissenschaftlich-schulmäßig war, daß ihre geschichtlich-hermeneutische Funktion in den Hintergrund trat).

III. Die *drei Fassungen von ‚Sein und Zeit‘* (309–450) sind: Erstens die Abhandlung

„Der Begriff der Zeit“, geschrieben im Herbst 1924 für die von E. Rothacker hg. „Deutsche Vierteljahrsschrift der Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte“; der Text wurde dort abgelehnt und ist irgendwann in der GA als Nr. 64 zur Veröffentlichung vorgesehen. K. gibt eine sehr ausführliche Beschreibung dieses Aufsatzes, der ausgeht von einer Besprechung des gerade erschienenen Briefwechsels zwischen W. Dilthey und dem Grafen Yorck von Wartenburg (dann fast wörtlich als § 77 in SuZ aufgenommen). In diesem Aufsatz kommen die wichtigsten Teile von SuZ 1,1 schon vor. K. nennt sie deshalb die „Dilthey-Fassung“ von SuZ. – Die zweite Fassung ist greifbar in den Vorlesungen vom SS 1925, die „(Prolegomena zur) Geschichte des Zeitbegriffs“ heißt, de facto aber die Seinsfrage ins Zentrum stellt; sowie vom WS 1925/26 (Logik. Die Frage nach der Wahrheit). Diese Etappe wird von K. „theoteroter draft“ genannt, um anzudeuten, daß sie – erstmals klar – unter dem Signum der „Seinsfrage“ steht. Durch seine Methode der „formalen Anzeige“, will H. das, was als „Sein“ (fester Bestand, gefrorene Forschungsergebnisse usw.) gilt, verflüssigen; positiv versteht er „Sein“ dann als das, wie und daß und was etwas ist, wobei dieses Sein innerhalb eines sich ereignenden Horizonts von Bedeutsamkeit (Welt) gegeben ist. Sein Gebrauch des Wortes „Sein“ hat also in sich immer diese Gegenwärtigkeit: das zu bezeichnen, was in einem unmittelbaren Sinn jeweils lebendig vollzogen wird, in Abgrenzung gegen das stabile Vorhandensein (d.h. gegen das, was man gewöhnlich unter „Sein“ versteht). K. unterstreicht, daß die Vorlesung vom SS 1925 (an deren Edition in der GA er bemängelte, daß sie schon mit der Brille von SuZ gemacht sei) sich sowohl von Fassung 1 wie 3 deutlich unterscheide. – 3. Das als Torso veröffentlichte Buch SuZ selbst, das im wesentlichen in einem einzigen Monat (März 1926) geschrieben wurde. Stand die erste Fassung in der Nachbarschaft (des durch Yorck zurechtgerückten) Dilthey, die zweite in der kritischen Auseinandersetzung mit Husserl, so bewegt sich die dritte in der Nähe zu Kant, den H. plötzlich durch ein Seminar im Herbst 1925 als den einzigen Philosophen entdeckte, der etwas vom Zusammenhang von „Sein“ und „Zeit“ erfaßt hat (vgl. GA 21, 194 u. GA 25, 431). Erst in dieser „dritten Fassung“ von ‚SuZ‘ treten Termini wie „Existenz“ (mit seinen Abwandlungen) und „Verstehen“ auf. Im „Dilthey-Draft“ war vom Verstehen noch nicht die Rede, sondern nur von „Ausgelegtheit“ und „Gerede“. Sowohl dort wie in der Vorlesung des SS 1925 fehlt die Existenz-Begrifflichkeit; K. meint sogar, sie werde „sorgfältig vermieden“ (316, 542), da H. nicht der Kierkegaard-Mode habe huldigen wollen. Er will damit sagen, daß diese so zentral erscheinenden Termini für die Hauptsache auch entbehrlich seien; in der Tat gebe sie H. bald auch wieder auf (in dem er z. B. „Existenz“ durch „Transzendenz“ ersetzt).

K. gibt nicht nur eine detaillierte Rekonstruktion des Weges hin zu SuZ, sondern auch eine ausführliche Darstellung der Redaktionsgeschichte dieses Werks selbst. Er betont zu Recht, daß die Entschlüsselung der Vorgeschichte ein wesentliches Licht auf SuZ wirft: auf seine Genesis wie auf sein „Scheitern“ und auf die Weiterführung der Wege H.s (die, einschließlich des politischen Engagements, nachzuzeichnen, K. einer späteren Publikation anheimstellt). Seine Rekonstruktion ist geprägt von Mißtrauen gegen die Rückblicke des alten H., der (warum?) seine katholischen Anfänge betont, die für das eigene Werden dann entscheidenden protestantischen Anregungen aber verschweigt (6). In der Gewichtung der religiösen Untergrundmotive für H.s Entwicklung scheint mir K. zu schwanken: teils unterstreicht er deren überall spürbare Bedeutung, teils läßt er rein philosophische, also vor allem methodologische Motive überwiegen. – Ob das *diese* im Brief an Krebs vom 9. 1. 1991 – „Erkenntnistheoretische Einsichten ... haben mir das System des Katholizismus problematisch u. unannehmbar gemacht – nicht aber das Christentum und die Metaphysik (diese allerdings in einem neuen Sinne)“ – wirklich, wie K. (69) meint, sich nicht nur auf die Metaphysik, sondern auch auf das Christentum beziehe, scheint mir sehr fraglich: sowohl vom deutschen Sprachgefühl her wie auch von H.s Ablehnung gegen alles Selbstgemachte in religiösen Dingen.

Ein großer Gewinn liegt für den Leser darin, daß er durch K. einen indirekten Zugang zu vielen (noch) unveröffentlichten Texten gewinnt: zu Vorlesungen (aufgrund der Mitschriften von O. Becker, H. Weise, F. J. Brecht usw.), zu Seminaren (aufgrund H.s eigener Notizen [?]); zum Vortrag „Dasein und Wahrsein“ (1924), zu Stücken aus den wich-

tigen Briefwechselln H.s mit K. Löwith und R. Bultmann. – Auch durch seinen Anhang erweist sich K.s Werk als ein hilfreiches Arbeitsinstrument. Man findet dort für den fraglichen Zeitraum eine Liste der Vorlesungen und Seminare, die, anders als das Verzeichnis bei Richardson, nicht aus den Vorlesungsverzeichnissen, sondern aus den in der ersten Stunde angegebenen Titeln oder Inhaltsangaben geschöpft ist; dazu auch die öffentlichen Vorträge aus dieser Zeit. Der zweite Appendix referiert Dokumente zur Entstehungsgeschichte von SuZ in Form einer Chronik. Als dritter Anhang ist ein sehr hilfreiches genealogisches Glossar der Grundbegriffe H.s von 1915–1927 gegeben, das auch eine (Rück-)Übersetzungshilfe ist. Dazu kommen, neben der Bibliographie, mehrere Register: Personen und Sachen sowie je ein Register der griechischen und lateinischen Termini.

Man wird nur bedauern, daß dieses hervorragende Werk nicht in deutscher Sprache geschrieben wurde. Man muß die vielen (wörtlichen oder resumierenden) Zitate unveröffentlichter Texte H.s im Geiste erst ins Deutsche rückübersetzen, um zu verstehen, was gemeint ist, – und das gilt wohl nicht nur für den deutschsprachigen Leser. Eine Übersetzung ins Deutsche ist also sehr wünschenswert, – nicht nur für die Bequemlichkeit dieser Leser, sondern auch als unentbehrliche (Mit-)Grundlage für Übersetzungen in andere Sprachen.

G. HAEFFNER S. J.

ULMEN, GARY L., *Politischer Mehrwert*. Eine Studie über Max Weber und Carl Schmitt. Weinheim: VCH, Acta Humaniora 1991. 467 S.

Gleich zu Anfang sei es gesagt: Dieses Werk führt den Rezensenten in nicht geringe Verlegenheit. Einerseits weist es eine klare Gliederung auf, ist architektonisch als Triptychon ausgelegt („Die Antinomien des bürgerlichen Denkens“, „Politische Ökonomie und Politische Theologie“ und „Die Logik der politischen Existenz“), jeweils in drei Teile untergliedert und bündelt den Stoff in Titel, meist zwischen fünf bis sieben an der Zahl. Ein jeder birgt eine Fülle an interessanten Einzelheiten über beide Denker, Max Weber und Carl Schmitt, und geht einer kaum wiedergebbaren Zahl an Kontroversen und Einflüssen nach, welche beider Werke prägen und sich nicht nur auf den Königsweg der Rechts-, Staats- und Sozialphilosophie der Neuzeit und Moderne beziehen. Zahlreiche Kapitel bilden Abhandlungen für sich und sind selbständig verwertbar. Auf die einzelnen Abhandlungen einzugehen, würde den Umfang einer Rezension sprengen.

Andererseits fällt es schwer, den roten Faden zu finden. Dem eiligeren Leser sei deshalb empfohlen, mit dem Schlußkapitel „Politischer Mehrwert“ (407ff.) zu beginnen. Nur auf diese Weise läßt sich das titanisch zu nennende Anliegen Ulmens (U.) würdigen, der mit der Literatur von diesseits und jenseits des Atlantiks intensiv vertraut ist. Auf die Skizzen der politischen und geistesgeschichtlichen Entwicklung läßt U. jeweils Max Weber und Carl Schmitt mit ihren je eigenen Vorschlägen antworten. U. selbst treibt sodann unter Auswertung der ja über C. Schmitt weitergegangenen Zeit mit eigenen Überlegungen die Anliegen Webers und Schmitts weiter. Soweit soll ein dem Leser hoffentlich hilfreicher Überblick über U.s Werk erst einmal reichen! Worum geht es aber inhaltlich? Auch hier will ich mich so kurz wie möglich fassen und auf drei Ebenen einen Bericht liefern. – Ein *erster* Strang begleitet durchgängig U.s Werk. Er läßt sich als sein Bemühen um eine neue „Politische Ökonomie“ benennen. An der Kritik der Politischen Ökonomie des 19. Jh.s hätten Marx, Weber und Schmitt gearbeitet. Eine neue Wissenschaft von der Beziehung zwischen Politik und Ökonomie sei vonnöten. U. behauptet, daß ein neues Erklärungsmodell sich bereits anbiete, dem nur deutlicher ans Tageslicht und ins Bewußtsein zu verhelfen sei. Richtig gesehen ist zweifellos, daß es von der Aufklärung an solche Modelle gab, nicht bloß ein einziges, und daß Weber sich selbst immer verpflichtet sah, die Auseinandersetzung mit den Schriften von Karl Marx zu suchen, dann aber über sie hinauszugehen versuchte; zutreffend ist auch, daß C. Schmitt die die Geschichte bewegende Beziehung nicht mehr im Entfaltungsprozeß ökonomischer Faktoren sehen konnte, sondern im Freund-Feind-Verhältnis, und damit ein neues „Paradigma“ zu entdecken meinte, angeregt durch die Schriften von François Perroux. Zuzugeben ist auch, daß die ökonomische Entwicklung und die aus ihr entstandene und eng verbundene